



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Literatur.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

zu beachten fehlt Geduld und Gabe. Plagen jedoch die Geister aufeinander, dann holt man dich schnell als Prügeljungen hervor. So behauptete der Abgeordnete Kayser in der Reichstagsſitzung vom 31. Januar, der Abgeordnete von Köller habe „mit seiner unverfrorenen Logik“ den Schluß gezogen, daß er (Kayser) zur Anarchistenpartei gehöre, worauf von Köller entgegnete: Besser eine unverfrorene Logik als eine „eingefrorene.“ Soviel Heiterkeit auch solche Witzgeſechte bei der großen Maſſe erwecken mögen, auf den denkenden Menſchen machen ſie einen recht niederſchlagenden Eindruck. Zieht denn irgendjemand Schlußſe mit ſeiner Logik? Nein, jeder zieht ſie doch mit ſeinem Verſtande oder, wie andre wollen, mit ſeiner Vernunft. Die Logik will wohl lehren, wie überhaupt Schlußſe gezogen werden und wieviel gültige Schlußarten es giebt, aber ſie kümmert ſich nicht um den Inhalt, nicht um den wirklichen Wert der Prämiſſen, aus denen die Konkluſion folgt. Hat einer falſche Prämiſſen aufgeſtellt, ſo widerlege man dieſelben durch Aufzeigen der Thatſachen; hat er aus richtigen Prämiſſen die Konkluſion falſch abgeleitet, ſo zeige man logiſch, welche fallacia vorliegt. Aber auf die Logik eines Schließenden (als ob jeder ſeine beſondere hätte!) blindlings mit Worten lozzuſchlagen, das iſt doch Böotergeſchwätz, ganz unwürdig des „Volkes der Denker.“ Man konnte wohl ſagen — vorausgeſetzt, daß man das thörichte Wort „unverfroren“ überhaupt acceptirt —, daß bei einem Denker die Gedanken unverfroren ſeien, wenn er ſich mit ſeinen Behauptungen vörgeht, und daß bei einem andern die Gedanken eingefroren ſeien, wenn er ſich ſträubt, Folgerungen anzuerkennen, die man zu ziehen berechtigt iſt. Aber eine „unverfrorene Logik“ oder eine „eingefrorene“ — vor ſolchen verwaſteten Redensarten ſollte man doch zurüchſchrecken.



## Literatur.

Noumena von Dr. Franz Staudinger. Darmſtadt, L. Brill, 1884.  
Kants Dinge an ſich und ſein Erfahrungsbegriff von M. W. Drobisch. Hamburg und Leipzig, L. Voß, 1885.

Zwei Schriften, welche in den Streit um den kantischen Begriff der Dinge an ſich und zwar gegen die bezüglichlichen Behauptungen Kuno Fiſcher's eintreten. Beide wollen nachweiſen, daß Dinge an ſich als den Erſcheinungen zu grunde liegend ſolgerecht an den Grenzen der kantischen Kritik ſich vorfinden müſſen, und daß Kant keineswegs durch Aufſtellung ſeines Beweiſes für die objektive Realität der äußeren Anſchauung von ſich ſelbſt abgefallen ſei. Die Darlegungen Staudinger's leiden bei beſter Abſicht an einiger Schwerfälligkeit und ſind nicht ganz durchſichtig, die von Drobisch ſind angenehm zu leſen und leicht verſtändlich. Was des letzteren weitere Ausführungen über Kants Erfahrungsbegriff betrifft, ſo dürfte er, wenn er auch mit Recht einzelnes an kantischen Ausſprüchen tadelt, doch im ganzen nicht Recht haben; er verkennet offenbar den Unterſchied zwiſchen dem phyſiſchen Begriff an wirklich gemachter Erfahrung, auf dem die Naturwiſſenſchaften fußen und dem auch Kant auf dem Boden derſelben vollſtändig zuſtimmt, und zwiſchen dem metaphyſiſchen Begriff von überhaupt möglicher Erfahrung, den auf- und

sichergestellt zu haben Kants Verdienst bleibt. Trotzdem muß allen, welche sich um die gegenwärtigen philosophischen Bewegungen kümmern, die Broschüre Drobischs zum Studium empfohlen werden.

Reisen in Lykien und Karien, ausgeführt im Auftrage des k. k. Ministeriums für Kultus und Unterricht, unter dienstlicher Förderung durch S. M. Raddampfer „Taurus,“ Kommandant Fürst Brede, beschrieben von Otto Benndorf und George Niemann, mit einer Karte von Heinrich Kiepert, neunundvierzig Tafeln und zahlreichen Illustrationen im Text. Wien, Karl Gerolds Sohn, 1884.

Die günstigen Bedingungen, unter welchen die beiden schon von früheren Expeditionen her bekannten Forscher ihre Reisen in Lykien und Karien machten, indem ihnen die Unterstützung der k. k. Regierung zu teil wurde, haben es ihnen ermöglicht, ungewöhnlich reiche Resultate zu gewinnen. Davon giebt das vorliegende prachtvolle Werk vollgiltiges Zeugnis. Außer den beiden Verfassern desselben, dem Archäologen Benndorf und dem Architekten Niemann, beteiligten sich an der Expedition der Dr. med. von Luschan für naturwissenschaftliche Studien und der Hofphotograph Burger zur Aufnahme von Lichtbildern. Das Ziel der Expedition waren zunächst die Felsengräber von Telmessos, dann die sonstigen interessanten Denkmäler Lykiens, und endlich eine Durchsichtung des noch unbekanntes Hochlandes von Karien. Die Darstellung beschäftigt sich hauptsächlich mit den Bauten und Inschriften, die in Halikarnax, Kos, Knidos, Loryma, Rhodos, Kekowa (Aperlai), Gjölbaschi (Trysa), Matri (Telmessos), Minara (Pinara), Dodurgar (Sidyma), Kiriik (Xanthos), Patara, Letoon, Pydnai, Tlos und Kadyanda gefunden wurden. Höchst interessant ist namentlich die Beschreibung der lykischen Gräber. Während die zahlreichen Skulpturen und griechischen Inschriften, die in dem Werke zur Anschauung gebracht werden, ein Bild der Kultur geben, die einst in diesen Landstrichen blühte, zeigen die schönen Photographien und einzelne Heliogravüren nicht nur den wissenschaftlichen und künstlerischen, sondern auch den landschaftlichen Reiz derselben. Die Ansichten von Matri, von Pinara, von Elbschikdagh, sowie andre von Niemann ausgeführte Zeichnungen sind wahre Meisterwerke. Einen höchst eigentümlichen Eindruck machen die zahlreichen Felsengräber, die sich bald einzeln wie dorische Tempelchen in solidester Steinarbeit darstellen, bald in Menge neben- und übereinander gehäuft liegen, sodaß der Felsen, der sie trägt, einem Taubenschlage nicht unähnlich sieht. Einige Gräber in Hoiran sehen wieder mit ihren überspringenden Steindächern und der balkenartigen Lage langer Quadersteine kleinen Schweizerhäusern ähnlich.

Das Werk vereinigt die Resultate mehrerer Reisen, und wie es im Vorwort heißt, stehen noch weitere Unternehmungen in derselben Richtung in Aussicht.

Erinnerungen eines deutschen Offiziers 1848—1871. Von F. Hartmann, kgl. Preussischem Generalleutnant z. D. Wiesbaden, J. F. Bergmann, 1885.

Das vorliegende Buch wird einer großen Reihe von Lesern bereits durch die Mitteilungen „Aus zwei anektirten Ländern“ in der „Deutschen Rundschau“ bekannt geworden sein, das besondere Verdienst und die Eigentümlichkeit desselben lassen sich aber erst nach der selbständigen Veröffentlichung klar beurteilen. Es nimmt eine seltsame Zwischenstellung zwischen Memoirenroman, Autobiographie und historischen Erinnerungen ein, ist keines von alledem ganz, hinterläßt aber doch auch nicht den geteilten und meist unerquicklichen Eindruck, welchen Werke unbestimmten Charakters sonst hervorzurufen pflegen. Der Verfasser geht in der Annäherung an den Roman nicht weiter, als die lebendige Wiedergabe einzelner häuslichen

Szenen und die Schilderung von gewissen Empfindungen der Menschen, denen wir in seinem Buche begegnen, erfordert. Er giebt im wesentlichen eine Biographie, welche als Lebensgeschichte eines aus guter Familie stammenden Offiziers, der die unheilvolle Entwicklung der Dinge im ehemaligen Königreiche Hannover bis zum Sommer 1866 mit durchlebt und nach 1866 seinen Schmerz um das Verschwinden des Heimatkönigreiches aus der Reihe der Staaten mit der reinen, pflichtvollen Hingabe an die Interessen des großen Gesamt Vaterlandes überwindet, eine allgemeine Bedeutung hat. Nicht um unerfreuliche historische Thatsachen nochmals breit zu treten, sondern um es lebendig empfinden zu lassen, in welchem Zwiespalt vor der Katastrophe des Jahres 1866 viele der besten und tüchtigsten Männer dahingelebt haben. Seine historischen Erinnerungen erstreckt der Verfasser kaum über das hinaus, was er selbst unmittelbar beobachtet, unmittelbar erfahren hat. Dadurch gewinnt die Erzählung an subjektivem Reiz und flößt überdies das Gefühl unbedingter Zuverlässigkeit ein. Die mit den historischen Erinnerungen verbundene Familiengeschichte spiegelt in warmer Beleuchtung gutes norddeutsches Leben, allerhand Freud und Leid, am Ende des Buches bei der Heimkehr aus dem siegreichen Kriege von 1870 bis 1871 überwiegend Frohes. Die Gestalten, obschon ohne poetische Verklärung, einfach gezeichnet, werden uns doch in dem Maße lieber, als wir den Verfasser lieb gewinnen. Er versichert freilich wiederholt in der Vorrede, daß „die erzählende Person eine erdachte“ sei, und daß daselbe mehr oder minder von denjenigen in dem Buche vorkommenden Personen, welche nicht mit ihrem bekannten Namen aufgeführt sind, gelte, aber er fügt doch hinzu, daß er den Zeitraum habe schildern wollen, wie er ihn durchlebte, und er wird wohl zu dem einfachsten Kunstgriffe seine Zuflucht genommen haben, die Schicksale verschiedener ihm bekannten und befreundeten Offiziere mit seinen eignen Geschicken in einer einzigen typischen Person zu verschmelzen. Jedenfalls bekommt das Ganze erst, wir sagen nicht ein mehr novellistisches, aber ein mehr romanhaftes Gepräge bei den Szenen, die zu Anfang des zweiten Bandes in Rassel spielen. Wieviel hier Wahrheit, wie viel Dichtung ist, läßt sich schwer erörtern, das Interesse, das der Leser an der Erzählung nehmen kann, beruht durchaus auf der Wahrheit, weil die poetische Zuthat von Erfindung sich nicht allzuweit vom Gesehenen und Erfahrenen entfernt und die Zuthat von Stimmung nichts Zwingendes und unwillkürlich mit sich Fortziehendes hat. Lebendig tritt uns in diesem zweiten Teile die Zeit zwischen 1867 und 1870 mit ihren Auf und Ab, ihrer Hoffnung und Unbefriedigung entgegen, vorzüglich sind die geteilten Empfindungen geschildert, mit denen sich die „Anekdoten“ in ihren neuen Staat und in die Tradition der preussischen Armee hineinlebten, selbst den Neußerlichkeiten läßt sich hier tiefere Teilnahme nicht versagen, man fühlt nach, wie sehr diese Neußerlichkeiten für hunderte von tüchtigen Männern in jenen Jahren zur Lebensfrage geworden waren. Der Abschluß des Werkes mit der siegreichen Heimkehr von 1871 ist ein wohlbegründeter; was bis dahin nur zusammengefügt erschien, war nach den Bluttausen von Mars la Tour, St. Privat und Sedan völlig ineinander gewachsen. Uebrigens deuten gewisse „Erinnerungen“ Hartmanns bereits in eine Zukunft hinaus, die auch wir noch vor uns sehen: in der trefflichen Gestalt des thatkräftigen Holsteiners Alfred, der vom hannoverschen Offizier zum Hamburger Kaufmann, zum Pionier des deutschen Handels im ostafrikanischen Zanzibar wird. Indem wir dem Verfasser Dank zollen für die Pietät, mit der er die jüngste deutsche Vergangenheit und ihre Konflikte ausgedeutet hat, können wir nur wünschen, daß in bezug auf die Zukunft seine verheißende Darstellung volle Wahrheit werden möge.

Die neuen Römer. Roman aus der römischen Wildnis von Richard Voß. Dresden und Leipzig, G. Witten, 1884.

Dieser Roman, welcher den Gegensatz zwischen Königtum und Papsttum in Italien zum Gegenstande, die Umgegend Roms zur Szene hat, wird nicht verfehlen, Aufmerksamkeit und Teilnahme zu erregen. Der Verfasser verfügt über eine lebhafte Sprache, Erfindungstalent und psychologischen Blick, die Entwicklung des Romans ist geschickt angelegt, einzelne Situationen mit Glück, noch mehr mit Liebe gezeichnet, die landschaftlichen Beschreibungen sind immer durch wohlthuende Wärme ausgezeichnet, manchmal sogar sehr gelungen. Dennoch wäre es vielleicht besser gewesen, wenn der Verfasser seine Fabel nach Deutschland, vielleicht nach Westfalen, verlegt hätte. Die Gegensätze sind in Deutschland dieselben, die Leidenschaften, die er bei den Italienern voraussetzt, sind aber nicht italienisch, sondern deutsch, oder allenfalls französisch; der Italiener steht der Religion nicht mit der Art von Innerlichkeit gegenüber, welche unsre Ultramontanen haben, er ist auch ihr gegenüber durch und durch Realist. Und die Hauptklippe, welche durch Verlegung nach dem Norden hätte vermieden werden können, ist das Detail des italienischen Lebens, welches in dem Romane häufig nicht zu seinem Rechte kommt. Der Bischof, welcher in dem Romane eine große Rolle spielt, heißt immer „Eminenz,“ was bekanntlich nur der Titel der Kardinäle ist; bei Tische warten im Hause der Fürstin Romanelli Kammerfrauen auf (I, S. 87), was in Italien geradezu unerhört ist; die Fürstin redet ihren Widersacher, den Grafen della Rocca, mit „Ihr“ an (S. 235), während doch „Sie“ in Rom ebenso unerlässlich ist wie männliche Diensthoten; statt Campagna steht S. 18 Romagna, vino asciuto (statt asciutto) soll (S. 76) sauren Landwein bedeuten, während damit nur herber (im Gegensatz zum süßen) Wein gemeint ist; S. 76 wird „gebackener Broccoli“ gegessen statt „gebackene Broccoli“; S. 190 heißt es: „da das päpstliche Ostia noch eine Galeere war,“ wo Galeere mit Bagno, dem Gefängnis der zu Galeerenarbeit verurteilten Sträflinge, verwechselt ist.

Dies sind nur Einzelheiten, die sich aus dem zweiten Bande vermehren ließen. Aber die Hauptsache ist der Mangel richtiger Beurteilung des Landes. Wenn z. B. der liberale Graf (I, S. 237) sagt: „Ich halte es für allgemein bekannt, daß ich im Parlamente einer derjenigen war, die für Italien die Zivilehe durchsetzen halfen, eines der köstlichsten Geschenke, das wir unserm armen Vaterlande zu geben vermochten,“ so ist zu erwiedern, daß die Zivilehe gar keinen Erfolg gehabt hat, im Volksbewußtsein auch der Radikalen nur die kirchliche Ehe etwas gilt. S. 80 wird von einem Priester gesagt: „Er schlich durch den weißen Meeressand und zertrat die lebenden Muscheln, die am Strande lagen. Als er einen großen Polypen erblickte, stürzte er sich darauf und zerfleischte das gallertartige Tier mit den Händen.“ Das würde höchstens ein Engländer thun, ein Italiener gewiß ebensowenig wie ein Deutscher.

Manches mag bloß Druckfehler sein, wie wenn es S. 4 Suburra heißt statt Subura, S. 11 Fidene statt Fidenae, S. 108 Curyholus statt Curyalus, S. 168 Subiaco statt Subiaco. Auch S. 190 mag die unerträgliche Sezertyrannei daran Schuld sein, daß sich der römische König Ancus mit einem k schreiben lassen muß, da unsers Wissens die neue Orthographie das c doch noch nicht aus den lateinischen Eigennamen verbannt hat. Aber niemand wird in Ausführungen wie den folgenden etwas andres als Phantasiengebilde erkennen, die mit der wahren Geschichte nichts zu thun haben: „Neber drei Jahrhunderte gebrauchte Rom, um sich das eroberte

Gebiet [nämlich Latium] zu unterwerfen. Städte wurden zerstört und die Einwohner als Sklaven nach Rom geschleppt. Mit der Entvölkerung des Landes begann sein Verderben.“

Wir glauben zwar, daß niemand römische Geschichte aus einem Roman wird lernen wollen, aber ein Gemälde will auch einen richtigen Hintergrund haben, und deshalb möchten wir dem Verfasser raten, seine mit unleugbarem Geschick entworfenen Schilderungen und Verwicklungen in Zukunft auf einen andern Boden zu verlegen.

Ein Totentanz. Gedicht in sechsunddreißig Gesängen von August Ebrard. Zweite Auflage. Leipzig, Johannes Lehmann, 1885.

Ein tücht'ger Autor, dessen ernster Sinn  
Dir ärgerlich, deß Mut dir war ein Schrecken,  
Schickt dir sein Werk; dir aber schien's Gewinn,  
Ihn totzuschweigen. Wer zur Clique nicht  
Gehört und euch durch Silber nicht besticht,  
Den werft ihr schweigend zu den Toten hin.

Das ist einer jener fürchterlichen Vorwürfe, die der Autor dem Literaten, der ein Blatt redigirt hatte, „von Hunderttausenden gelesen,“ bei dessen Ankunft im Jenseits, wo ihm der Lohn für seine Thaten zugemessen werden soll, entgegen schleudern läßt. Nur die fatale Furcht, einem gleichen Schicksale demnächst zu verfallen, hat uns gehindert, dem Beispiel jenes verdamnten Literaten zu folgen, nämlich diesen Totentanz totzuschweigen, und so wollen wir denn von dem Gedichte kurz Rechenschaft geben. Es will nichts mehr und nichts weniger als eine moderne Divina Commedia sein, nur mit dem Unterschiede, daß Dante Alighieri ein Katholik und Politiker war, August Ebrard aber Protestant und — sehr wahrscheinlich — Theologe ist. Einige kleinere Unterschiede laufen dann so nebenbei noch mit, z. B. die gewaltige Phantasie und Gestaltungskraft des Florentiners und das poetische Unvermögen des Deutschen. Zwar ist dies ein sehr wichtiger Punkt; bloß die poetische Kraft des Ersteren, die großartige Klarheit unter andern, mit welcher er ein solches Bild vom Jenseits zu geben wußte, daß man es geradezu in Linien, wie sonst ein geographisches Bild, fixiren konnte, hat seinem Gedichte Unsterblichkeit verliehen. Ebrards Phantasie fehlt es nicht am Vermögen, Barockes und Gräßliches zu erfinden, aber klar sind seine Bilder und Schilderungen keineswegs, man wird vielmehr verwirrt davon, und damit fällt die heutzutage einzig denkbare Wirkung weg: die poetische. Dante hat ferner seine Sprache mustergiltig für Jahrhunderte geschaffen: Ebrards Sprache hat eine fatale Aehnlichkeit mit der jener längst überwundenen Epoche der deutschen Literatur, in der Lohenstein und Hoffmannswaldau ihre schwülftigen Dichtungen schrieben. Und sachlich: Dante hat in seine Gedanken systematische Ordnung gebracht, es war Methode in seiner phantastischen Wanderung von der Hölle bis ins Paradies; ein solcher höchst notwendiger systematischer Zusammenhang fehlt bei Ebrard. Schließlich: Dantes Werk stand auf der höchsten Höhe der Bildung der Zeit, damals glaubte die Menschheit an Strafe und Lohn in Hölle und Paradies. Repräsentirt der orthodoxe Theologe, der seine Form der Auffassung der Gottheit für die einzig wahre hält und Goethe und Schiller und Kant und Shakespeare, die Quellen unsrer Bildung, weil sie sich das metaphysische Rätsel anders zurechtlegten als er, nicht in die Seligkeit, ins Paradies eingehen läßt, die heutige Bildung? Nein, nicht einmal Kinder schrecks und lockt man heutzutage mit den Vorstellungen materieller Höllequalen und Paradiesesfreuden nach

dem Tode. Es wäre besser, der Theologe verwendete den Geist, den er offenbar besitzt, und die redliche Gesinnung, die wir ihm durchaus nicht absprechen wollen, um in der ihm einzig gemäßen Form: der Predigt, seine Ideen zu verbreiten. Denn die Kunst ist nun ein für allemal weltlich in jedem Sinne geworden: diesseitig, weltfreudig.

Im tiefen Forst. Roman von L. Haidheim. Drei Bände. Freiburg i. B., Kiepert und von Bolschwing, 1885.

Dieser Roman verdient es, daß ihm eine warme Empfehlung mit auf den Weg gegeben werde. Zwar besitzt er keine jener großen und stark hervorstechenden Eigenschaften, welche den Werken der wahrhaft großen Kunst einen individuellen Stempel aufdrücken, die Individualität des Autors hat nichts Apartes. Gleichwohl verdient sein Talent, welches uns in diesem Werke zum erstenmale begegnet, ermunternder Berücksichtigung. Mit einer Art resoluter Unbefangenheit geht der Autor — der uns, beiläufig bemerkt, eine Dame zu sein scheint — zu werke; liebenswürdig schlicht und anspruchslos, wie er ist, besticht und gewinnt er uns schon damit allein. Verbirgt sich doch oft hinter scheinbar großartigen Anläufen und Bestrebungen, hinter vielem lyrischen Pathos nichts als epische Ohnmacht. Haidheim bleibt stets sachlich, geht ganz in seiner Erzählung auf, seine anmutige Bildung, seinen schönen sittlichen Ernst und auch seine nüchtere, realistische Weltanschauung errät man nur im Verlaufe seiner Darstellung. Man könnte seinen Roman als einen Familienroman in zweifachem Sinne bezeichnen, in dem, was er erzählt, und in dem, für wen er erzählt. Es ist die Geschichte einer unglücklichen Ehe zwischen einem alten, ehrlichen Manne und einer jungen, überaus schönen, aber falschen Frau; sie hat ihn geheiratet, weil sie bei ihrem nicht ganz makellosen Rufe und einer maßlosen Genußsucht nur durch diese Verbindung sich eine soziale Stellung und Befriedigung ihrer Leidenschaften verschaffen zu können meinte. Wie sie ihn finanziell und physisch ruiniert, durch ihre Aufführung ins Grab bringt und doch auch schließlich selbst nicht zur Befriedigung ihrer wahnsinnigen Selbstsucht gelangt — das erlebt der Leser unter der höchsten Spannung, die nur je ein unterhaltender Roman erzeugen kann, ein Vergnügen übrigens, das viele höchst glücklich macht, uns aber, die Wahrheit zu sagen, nicht gerade beglückt: es ist mehr Pein bei dieser neugierigen Lektüre, als ästhetischer Genuß. Aber es soll anerkannt werden, daß L. Haidheim die Kunst zu spannen, die Handlung, ohne der Klarheit Abbruch zu thun, immer neu zu verwickeln, vorzüglich versteht, und ein besonderes Lob verdient auch der grazios und oft wirklich geistreich geführte Dialog, der ja in der modernen Romanliteratur zu einer großen Geltung gelangt ist. Natürlich laufen eine Menge Nebenfiguren neben den beiden Hauptgestalten mit, Figuren, die wieder unter sich ihre Geschichte erleben. Schade, daß uns keine rechte Perspektive innerhalb dieses Figurenreichtums gewahrt zu sein scheint, daß die Gestalten, was die Ausmalung ihres eigentümlichen Charakters anbetrifft, alle mit gleicher und darum eben unkünstlerischer Ausführlichkeit behandelt sind. Aber dies führt uns am Ende zum Tadel, während wir doch nur sagen wollten, daß der Roman „Im tiefen Forste“ zu jener Unterhaltungsklektüre gehört, die man mit Beruhigung in die Hände der weiblichen Mitglieder der Familie legt, wenn auch gewärtig, sie mit fieberhaft geröteten Wangen und fliegenden Blicken eine Zeit lang darüber sitzen zu sehen.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig.